

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Berbergasse 1.
Verlagsort: Dresden, Bismarckstr. 10. Nr. 172.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Berbergasse 1.
Erscheinungstag: Dienstag den 28. Juli 1891.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich (Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“) Preis monatlich 60 Pf., vierteljährlich 2 M., halbjährlich 4 M., jährlich 8 M. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf. Nr. 172. Dresden, Dienstag den 28. Juli 1891.

Die Landtagswahlen rücken näher! Jeder Arbeiter erwerbe die sächs. Staatsangehörigkeit!

Die Bremer Temperenzler.

Es gab eine Zeit in Deutschland, da namentlich unter den höheren Ständen ein übermäßiges Trinken im Schwange war, etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Damals rief Luther, der selbst einen guten Trunk nicht verschmähte, mit Pathos aus: „Jedes Volk hat seinen Trunk; das deutsche hat den Sautseufel!“ Und doch mögen ihm die vier Kannen Embroder Bieres, die ihm der Kurfürst von Sachsen nach der heiligen Reichsacht auf dem Reichstage zu Worms gesandt hatte, gar wohl geschmeckt haben. Viele Fürsten suchten das übermäßige Trinken gesetzlich einzuschränken und die Geistesfreiheit durch die bekannte Jugendschrift „Wider den Sautseufel“, ein Sendschreiben an die vollen Brüder im deutschen Lande! Auch an manchen Höfen wurde damals demüthig gefleht, daß die fremden Gesandten manchmal nicht vorzukommen könnten, weil die Köche schon am frühen Morgen betrunken waren.

Sieht man sich die Sache genauer an, so findet man, daß der „Sautseufel“ auch damals bei den niederen und ärmsten Klassen wenig arme Seelen zu finden im Stande war. Die Bauern waren vornehmlich und noch der großen Niederlage im Bauernkriege mit doppeltem Vollen besetzt worden; denn mochte das Heiden und Sassen von nicht verzeihen. Die Verarmung des Landvolks und der damit verbundene mangelnde Konsum wirkte auf die Städte zurück, wo ohnehin ein breites und behagliches Patriarchat herrschte und schwere Abgaben erleg. Da mochte auch den Bürgern, die im Handelskrieg umloste ihre alten Freiheiten zurückzuerlangen verachteten, nicht gar sehr um das übermäßige Schlemmen sein. Aber man geberete sich nicht mehr, als sei das ganze Volk von „Sautseufel“ befallen und wenn einmal ein „reifer“ Bürger oder Handwerksgehilfe sich behaupten sollte, nahm ihn der Büttele am Arme und warf ihn in den Thurm. In den Rathhäusern der Bürger von Rethenburg an der Elbe gegen die aufständischen Stadtbürger verurtheilten sie sich dazwischen, daß man sie wegen Unwissenheit in den Thurm legen dürfe. So ging es dem Volke; die Herren aus ihren Burgen, die Wägen in den Städten, die Hof- und Domänen und alle die Tausend Privilegien seiner Zeit mochten schätzen und setzen sie nicht; sie waren für die Hand des Büttele nicht erstarrt.

Das sind nun bald die vierhundert Jahre her und doch stehen wir in Deutschland noch so jämlich auf demselben Fleck. Wieder unternimmt

man es, in Deutschland gegen den Sautseufel zu zu Felde zu ziehen. Das Land hält wieder vom Nothschrei der Armen; eine langandauernde wirtschaftliche Krise hat den Konsum aufs äußerste eingeschränkt und die bestehende Steuerlast zwingt nicht nur das Proletariat, sondern auch den Mittelstand, sich so sparsam als möglich einzurichten. Unter solchen Umständen kann von Schlemmerei und Schwelgerei, von Wädelerei und übermäßigem Trinken doch wohl nur in jenen Kreisen die Rede sein, welche die Mittel dazu haben, nämlich bei den „oberen Zehntausend“.

Aber es giebt in Deutschland eine Clique, die sich geberdet, als sei das gesamte Volk vom „Sautseufel“ befallen. Man weiß, wie die „Schnapsfrage“ von diesen Leuten aufgefaßt wird. Bekannte Bourgeois in Bremen, die gewohnt sind, im Bremer Rathheller ihren Trunk zu nehmen, setzen sie nicht einen eigenen wohlbesetzten Keller haben, stehen an der Spitze dieser „Anti-Alkohol-Bewegung“, die in ihrem Fanatismus das Kind mit dem Bade ausschüttet. Dem armen Mann wird sein Glaschen Brannwein, das er zur Stärkung trinkt, weil wir nun einmal kein zugleich stärkendes und billiges Getränk haben, von dieser Seite zum Verbrechen angeordnet.

Das Alles könnte uns nun wenig kümmern, wenn nicht die Haltung der Regierung in dieser Frage eine so merkwürdige wäre. Juch! Bismarck hat unter anderen herrlichen Erbsünden auch die schöne Idee hinterlassen, die Trunksucht durch Strafparagrafen zu bekämpfen, und der „neue Kurs“ hat, wie es scheint, nicht übel Lust, von dieser Idee Gebrauch zu machen. Am 21. September soll nämlich in Bremen die Jahresversammlung der dortigen Rathheller-Temperenzler stattfinden und man giebt sich der Hoffnung hin, es würden Regierungsexponenten zu dieser Versammlung erscheinen. Zu gleicher Zeit soll aber auch die im Bundesrathe angeordnete „umfassende“ Trunksucht-Vorlage der Versammlung zur Begutachtung übergeben werden. Dieses Verfahren ist aufsehend, denn der Bremer Verein ist eben doch nur ein Privatverein.

So schienen wir denn glücklich dahin gekommen zu sein, daß der Polizeidirektor im Gasthause nicht nur „Freitabend“ und „Polizeistunde“ zu gebieten hat, sondern auch hinter dem Gast steht und darüber wacht, daß derselbe nicht zu viel trinkt und „trunklos“ wird. Denn wir fürchten, daß sich der Reichstag in diesem Fall nur zu glücklich zeigt.

In Schwaben giebt es ein Dorf, wo die Alkohollieferung sehr einfach gelöst ist. Im Wirthshause wird an jeden Gast nur ein Glas Bier und ein

Schoppen Wein verabreicht. Hat man vielleicht hier ein Muster gefunden? Und wird man in den feinen Hotels und Restaurants den Konsum von alkoholischen Getränken genau so beschränken, wie in den kleinen Wirthshäusern, wo die Arbeiter verkehren?

Denn, das steht außer allem Zweifel, daß ein Trunksuchtgesetz als Klassengesetz wirken wird, aus den hundert Gründen, die schon hundert Mal angeführt worden sind. Kerzer und Erbitzung wird die Folge dieser verschärfsten Polizeiaufsicht sein, der sich der Reiche, der in seinen geschlossenen Räumen dabei recht leicht entziehen kann, während ihr der arme Mann, der so oft nur den Wangel an kräftiger Nahrung durch einen Schluck Brannwein vergessen machen will, unterstellt bleibt.

Jedenfalls werden die Bremer Temperenzler, wenn ihnen der Roup gelingt, einen solennen Trunk im Bremer Rathheller erhalten!

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 27. Juli.

In seiner neuesten Nummer leitete das „Vaterland“ weiter über den Entwurf eines neuen Programms für die sozialdemokratische Partei; leider im Gegensatz zu dem in seiner vorigen Nummer benannten Anstand in der alten gemeinen Weise und wüsten Schimpferei. Trotzdem wollen wir es uns aber nicht verbieten lassen, auf seine „Kritik“ Einiges zu erwidern. Das „Vaterland“ glaubt befreiten zu müssen, daß die in dem Programm niedergelegte Ansicht, nach welcher durch die Umwandlung der kapitalistischen Produktion in eine sozialistische die Befreiung der Arbeiterklasse und aller Gesellschaftsmitglieder ohne Ausnahme erreichbar sei, zutreffend, und verweist seine Leser zum Beweise dieses auf seinen vorigen Artikel. Ja, was wurde denn da bewiesen? Da wurde gesagt, daß nicht das Privateigentum an sich die Schuld an dem sozialen Elend trage, sondern nur die falsche Benutzung desselben seitens seiner Besitzer. Das Eigenthum müsse da helfend eingreifen, indem es den Geist der Nächstenliebe verbreite und neu belebe — und ähnliche Aberglauben mehr. Das nennt das Blatt „Beweis“! — Jedenfalls ein Beweis großer Zufriedenheit! Ist es nun gegen sich von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit, so ist es gegen Andere um so unbedeutender und anpruchsvoller. So fragt es, wie, wenn man die Möglichkeit des oben erwähnten Programms auch zugeben wollte, die Sozialdemokratie sich

diese Umwandlung denn denke. Wenn das „Vaterland“ die Statistik der Einkommen und die Gewerbestatistik in den letzten 30 Jahren und dazu die die vorliegende Frage behandelnden Artikel in der sozialdemokratischen Literatur einer Prüfung unterzogen hätte, würde es seine einseitige Frage wohl selbst höchst überflüssig und lächerlich finden. Die unbestreitbare Thatsache, daß die Kapitalkonzentration unaufhaltsam fortschreitet, daß sich immer weniger Hände sich immer reichere Vermögen ansammeln, während andererseits immer mehr Besitzende in die Reihen des Proletariats geschleudert werden, scheint dem „gelehrten“ Kritiker des „Vaterland“ gar nicht bekannt zu sein; sonst müßte sie ihm wenigstens lehren, daß diese Entwicklung des Wirtschaftens endlich an einem Punkte ankommen muß, wo das ganze System zusammenbricht. Glaubt das „Vaterland“ denn wirklich, daß sich in späterer Zeit die übergroßen Proletariatsmassen gefallen lassen werden, von einer Handvoll Ueberreicher kraft ihres Reichthums in unwürdiger Abhängigkeit und graulichem Elend gehalten zu werden? Oder steht es nicht vielmehr ein, daß, wenn die weit überwiegende Masse ohne Eigentum ist, wenn für sie die Erwerbung desselben überhaupt auch ausichtslos ist, bei ihr auch das Interesse an demselben als Privatbesitz schwindet und ein solches nur insoweit noch vorhanden ist, als das „Eigenthum“ Arbeitsmittel darstellt und das Leben zu erhalten ermöglicht, d. h. also, daß dann die eigenthumslosen Massen kein Interesse daran haben, sich als Einzelindividuen in Besitz von „Eigenthum“ zu setzen, sondern vielmehr daran, daß ihnen die vorhandenen, vorher durch das Eigenthum Einzelner repräsentierten Arbeitsmittel als Waffen überhaupt die Existenz ermöglicht. Die lächerliche Furcht vor der Revolution des „Vaterland“ muß amüßigen und ist überflüssig; denn wenn dann noch überhaupt eine „Diktatur des Proletariats“ nöthig ist und die wenigen Exploiteure nicht freiwillig angeht die Uebermacht auf ihr ergründetes Gut verzichten, so wird jedenfalls durch diese selbe Uebermacht Blutvergießen verhindert werden können; es werden einfache Gesetzesregeln genügen. Hoffentlich kopirt der Schreiber des „Vaterland“ nun. Wir hätten ihn gern noch weiter belehrt, — offen gestanden aber, wir können sein übriges Randewort über unser Programm nicht verstehen. Die reine Babelauslegung, — so kunterbunt und verworren ist der Gedankengang!

Das „Vaterland“ hat sich in seiner neuesten Nummer überhaupt noch mehr erbittert geäußert. Welcher Cognatgeruch duftet einem aus nachstehendem Satz entgegen:

„Warte nur, Riboudet,“ schrieb der Priester zornig, „wenn ich komme, will ich Dir die Ohren schon lang ziehen, Du Schlingel Du!“

Dann wandte er sich zu Emma: „Er ist der Sohn des Zimmermeisters Wendel. Seine Eltern kümmern sich nicht um ihn und lassen ihn machen, was er will. Trotzdem konnte er etwas lernen, wenn er nur wollte, denn er begreift sehr gut. Ich nenne ihn manchmal im Scherz Riboudet (wie die Bergseite, welche nach Maromme führt). Und wie geht es Herrn Bovary?“

Sie schien ihn nicht zu hören. Er fuhr fort: „Wem ist er immer sehr beschäftigt? Wir Beide, er und ich, sind sicher die besten Personen im Kirchspiel, welche das Meiste zu thun haben. Aber er ist der Arzt des Landes,“ sagte er mit behaglichem Lachen hinzu, „und ich bin der Arzt der Seele.“

Sie sah ihn stehend an. „Ja, Sie erleuchten jeden Nummer.“ „O, sprechen Sie doch nicht davon, Frau Bovary! Heute Morgen wurde ich zu einer wasserhellen Ruhe gerufen, die Leute glauben, daß das Thier verheert ist. Ich weiß nicht, aber alle ihre Kühe . . . Longuemare und Boudet, Ihr Schwager, wollen, daß Sie ruhig sein!“

Mit einem Satz war er in der Kirche. Die Knaben trieben es allerdings toll, sie kletterten auf den Stuhl des Verkünders, öffneten das Messbuch, einige schlichen sich sogar in den Beichtstuhl. Der Pfarrer theilte recht und links fröhliche Ohrfeigen aus, ergreift die Hauptbeichtstühle am Krage und stieß sie mit den Knien so kräftig auf die Füße, als wollte er sie dort einpflanzen.

Dann kehrte er zu Frau Bovary zurück, zog ein großes baumwollenes Taschentuch hervor und sagte: „Die Landwirthe sind jetzt sehr zu beklagen.“

Feuilleton.

Madame Bovary. (Nachdruck verb. Sittenbild aus der Provinz von Gustave Flaubert. VI.)

Eines Abends sah Emma am offenen Fenster und sah dem Kirchendiener Vestiband zu, der im Garten den Pflanzboden beschnitt, als sie plötzlich das Angeln läuten hörte.

Es war Anfang April, die Primeln blühten, ein lauer Wind strich über die umgegrabenen Beete und die Vögel schienen für die Hitze des Sommers Reize zu machen, wie die Frauen. Durch die Fenster der Grotte sah man den Fluß seinen klaren Streifen in vielfachen Windungen durch die Pappel fählingen. In den blauen Himmeln der Pappeln hing der Abenddunst und färbte die Konturen hart violett. In der Ferne waldeten Heiden, man hörte nicht ihre Schritte, nicht ihr Krähen, nur die Glocke, die zum Angeln rief, läute klagend durch die stille Luft.

Die Glocke rief alle Pensionnerinnen in ihr Haus. Sie dachte an die großen Altarorgeln, an die Blumenvasen und an das Tabernakel, sie sah die guten Schwestern und die Schülerninnen am Sonntag während der Messe mit ihren weißen Schürzen und schwarzen Händen vor dem Altar stehen und beten. Wäre sie doch eine von ihnen, wie ebendort! Wenn sie aufstod, erblickte sie jedesmal das sanfte Antlitz der heiligen Jungfrau, umhüllt von Weihrauchdämpfen. Sie vertiefte sich in all diesen Erinnerungen und fühlte sich so frei und leicht aller Körperlasten, wie eine Flamme im Winde, so daß sie kaum wahrte, wie sie durch den Weg zur Kirche gelangt war. Sie wollte sich demüthigen, sich erwidrigen, sich

mit ganzer Seele in das Heiligthum versenken, um sich selbst ganz zu verlieren und zu vergessen.

Auf dem Markt traf sie Vestiband, welcher von der Kirche kam. Er theilte sich seine Arbeit ein, wie er wollte und läutete das Angeln, wenn die Gelegenheit gerade günstig war, eine Pilsener in seinen anderen Arbeiten zu machen. Dicolmal rief der Ton der Glocke die Knaben zur Katechisation.

Einige waren schon da und spielten Ball auf den Steinen des Kirchhofes. Andere sahen stilling auf der Mauer und traten mit ihren Schuhen die großen Brennmeschen ab, welche zwischen der niedrigen Mauer und den letzten Gärten wuchsen. Dies war übrigens der einzige grüne Fleck auf dem Kirchhof, die Grabsteine lagen so dicht nebeneinander, daß nicht zwischen ihnen wachsen konnte.

Die Kinder liefen mit ihren Socken darüber hin, wie über einen Parkettsboden und man vernahm neben dem Summen der Glocke ihre hellen, lauten Stimmen. Jetzt verstumte die Glocke, und das große, bis zum Rhythmus bedrückende Geil beruhigte sich allmählig. Schwalben schossen flüchtig durch die Luft und verschwand wieder in ihren Nestern unter dem Kirchdach. In der Kirche klang eine Lampe von sehr primitiver Konstruktion. Ein langer Sonnenstrahl drang durch das Schiff und ließ die Nebenschiffe und die Ecken noch dunkler erscheinen.

„Wo ist der Pfarrer?“ fragte Frau Bovary einen Knaben, der sich damit amüßte, an einem lockeren Fensterstuhl zu rütteln.

„Er kommt gleich,“ antwortete er. In der That knarrte im selben Augenblick die Thür des Probatoriums und der Abbe Bourmies erschien. Die Kinder flüchteten in die Kirche.

„Diese Hölle,“ murmelte der Priester, „jedemal derselbe Unfug!“

Er hob einen zeretzten Katechismus auf, über den er gestolpert war: „Nichts verschören sie!“

Da bemerkte er Frau Bovary. „Gnädigste Sie, ich hatte Sie nicht bemerkt.“

Er klopfte den Katechismus in seine Tasche und blieb stehen, den schweren Sakristeischlüssel in den Händen drehend.

Der Schein der untergehenden Sonne fiel voll auf sein Gesicht und bleichte das Tuch seiner Gewand, welche an den Augenbrauen schon stark glänzte und unten aufgefärbte. Fett- und Tabakflecken bedeckten reichlich die Brust. Die dicken Falten seines Rockes ruhten auf dem Krage, sein Gesicht war besetzt mit Sommerprossen und das Kinn bedeckten die Stoppeln eines grauen Bartes. Er hatte soeben gegessen und athmete stark.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte er hinzu. „Schlecht,“ antwortete Emma; „ich leide.“

„O, ich auch,“ erwiderte der Priester. „Dies frühzeitige warme Wetter macht sehr matt, nicht wahr? Aber es ist nun einmal nicht anders, wir sind zum Feiden geboren, wie der heilige Paulus sagte. Wie denkt denn Herr Bovary darüber?“

„Ach, er!“ sagte sie mit einer verächtlichen Gebärde.

„Wie!“ erwiderte der gute Mann ganz erstaunt, „verordnet er Ihnen denn nicht irgend etwas?“

„Oh, ich bedarf nicht irdischer Kränzen.“

Der Pfarrer sah von Zeit zu Zeit unruhig in die Kirche, wo die Knaben neben einander knieten, sich mit den Schultern anstießen und über einander fielen.

„Ich möchte nämlich wissen . . .“ fuhr sie fort.